



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

Der Hagelschlag

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Der Hagelschlag.

Buse, Westfälisches Dorfleben.

24

Der Evangelist

1844

Ein Sonntagnachmittag ist's, um Johanni herum. Grau und staubig liegt die Landstraße, die sich durch die bewaldeten Berge zieht. Und still, ganz still ist's ringsumher; kaum, daß hie und da ein Vogel zirpt. — Die drückende Schwüle, die sich kurz nach Mittag eingestellt, hat sich im Laufe des Nachmittags noch verdichtet, und nun liegt sie wie Blei auf der ganzen Natur. Well hängen die Blätter an Büschen und Bäumen, und kein Lüftchen fächelt Kühlung.

Die graue Toppe über den Arm gehängt, so daß die blütenweißen Hemdärmel weithin leuchten, den Hut in den Nacken geschoben, um die schweißbedeckte Stirn frei zu haben, so schreitet ein etwa 35jähriger Mann einsam die Straße dahin. Ob und zu wirft er einen Blick nach der Sonne, die von einer Dunstschicht umschleiert ist, wischt sich mit der Rechten über die nasse Stirn, knurrt ein paar grobe Worte vor sich hin und hastet weiter, seinem Anwesen zu, von dem er noch eine gute halbe Stunde entfernt ist.

Das ist der Franz Bertkämper, der Besitzer des zwischen Wiese und Wald am Abhange des Berges frei und stolz daliegenden Klusenhofes.

Da rollt ein dumpfer Donner durch die schwüle und schwere Luft. Der einsame Wanderer hebt die

Augen, aber die Berge benehmen ihm die Fernsicht. Nach ein paar Minuten aber treten die Berge zurück, und nun sieht er auch den ganzen südwestlichen Himmel von dunklen, drohenden Wolken bedeckt, die ihre Zacken unaufhaltsam weiter vorschieben und nach einem Weilschen auch die Sonne verhüllen.

Da reißt Franz seine Beine noch weiter auseinander, um vor Ausbruch des Wetters noch unter sein Dach zu kommen.

Daß das auch noch kommen mußte, das Wetter, und das gerade heute. Ist ja schon leichter zu bestehen wie an einem Werktag, wo man draußen alle Hände voll zu tun hat, aber wenn einer auf dem Brautgang ist und das Herz vor Freude und Seligkeit klopft, dann empfindet er es schon als eine Abkühlung, die seinen liebevollen Gedanken eine andere Richtung gibt. Und man kann ja nicht wissen, was so ein Wetter bringt, besonders auf einem so frei und offen daliegenden Gehöft. . . . Nun ist er am Morgen so froh und fröhlich dahingezogen die Straße. Die zwei Stunden bis nach dem Dallmeierschen Hofe sind ihm schon wie ein Spaziergang vorgekommen. Er hätte ja fahren können, aber den Pferden tut die Ruhe am Sonntag auch mal gut. Und was soll das, so ein Weg, wo er so gesund ist und so kräftig wie ein Eichbaum? Alles ist nun in schönster Ordnung; das Aufgebot da drüben bestellt, morgen geht er eben nach seinem Pfarrer, damit sie auch von dem aufgeboden werden,

und dann zieht, so Gott will, in vier Wochen die Stina Dallmeier als junge Bäuerin auf den Klusenhof. Dann soll's wieder ein anderes Leben da oben werden. Und not tut es dem Hofe, daß wieder eine tüchtige Bäuerin da einzieht. Er hat sich ja lange genug an dieser Notwendigkeit vorbeigedrückt, ist allen offenen und versteckten Anspielungen aus dem Wege gegangen. Nach dem Tode der Mutter aber, die bislang das Regiment auf dem Hofe in mustergültiger Weise führte, hat er es doch eingesehen, daß er nun doch den großen Schritt wagen muß. . . . Und ist nun alles so glatt und schön gegangen, und er hatte erst so große Scheu. Hätte ja vielleicht anderwärts mehr erheiraten können, aber darauf braucht er's nun gerade nicht absehen. Die Hauptsache ist, daß ihm die Stina gefällt, und das ist schon eine Dirn wie Milch und Blut und mit gesunden und kräftigen Armen, die schon zugreifen werden, wo es nottut. Da hat er doch schon allen Grund, froh und heiter in die Zukunft zu schauen. . . . Wenn nun bloß die vertrackte Hitze nicht gekommen wäre, die hat nun das Unwetter zusammengebraut. Kann ja sein, daß es wie zumeist, ohne Schaden anzurichten, vorüberzieht, kann aber auch mal anders kommen, wie er sich noch aus seiner Knabenzeit erinnert, wo alles verhagelte. Und es steht nun alles so gut draußen: das Korn und all die Früchte. . . . Wäre ja ein Jammer, wenn . . . Aber es mag der liebe Herrgott schon ein Einsehen haben und . . .

Da flammt ein Blitz auf, grell und hell wie ein Signal, dem ein harter und scharfer Donnerschlag folgt. Und nun hebt sich der Wind auf, der Staub wirbelt in grauen Wolken empor und legt sich über die Fluren und trübt die Luft.

Franz Gertkämper hastet weiter. Da liegt schon der Klusenhof. Er biegt nun in einen Feldweg ein, der durch die Kornfelder zu seinem Heim führt.

Und der Wind wird zum Sturme, der die Früchte des Feldes bis zur Erde neigt und die Baumriesen des Waldes zauft und rüttelt, daß sie bis in die Wurzeln hinab erbeben. Dann fallen einzelne Tropfen, groß und schwer — gierig saugt sie die lechzende Erde auf. Und immer dichter fallen sie. Nur noch ein paar Augenblicke, da beginnt der Regen in Strömen niederzurauschen. Just in dem Augenblicke, wo Franz Gertkämper das schützende Dach seines Wohnhauses erreicht.

Wie er in die Stube tritt, hat die Thres, die Magd, die geweihte Kerze vor dem Kreuzbilde angezündet und ein Buch hervorgenommen, um den Wettersegen zu beten. Die beiden Knechte sitzen ernst und schweigend am Tische und starren durch die Scheiben in den Wettergraus, wo nun Blitz auf Blitz durch die schwarzen Wolken züngelt und ein Donnerschlag nach dem andern die Erde in ihren Grundfesten erbeben läßt.

„Ist das Vieh in den Ställen?“ fragt der Bauer, indem er Rock und Hut auf die Bank wirft.

„Das ist in Sicherheit,“ antwortet ihm der Gerd.

„Dann ist's ja gut!“

Damit tritt er an das Eckfenster, das nach dem Tale hingehet, nun aber keinen weiten Ausblick gestattet, denn der niederströmende Regen hüllt alles in ein ödes Grau, das nur von dem Aufflammen der Blitze durchbrochen wird.

Hinter ihm am Tische beginnt die Thres zu beten: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott . . .“

Er hört nicht darauf, starrt und stiert nur dahin in das Toben der Elemente und sieht, wie das Wasser, einem Gießbach gleich, aus der Bergmulde kommt und über das Feld, über sein Feld fließt und Hackfrüchte und die Ackerkrume fortschwemmt.

„Da haben wir's,“ knurrt er vor sich hin, „das ist kaputt, total kaputt!“ Vorwurfsvoll blickt er nach der Thres, als wollte er die verantwortlich machen für den Schaden, der ihm da draußen ersteht. Dann wendet er sich wieder dem Fenster zu, und er muß sehen, wie das Grau in ein schmutziges Gelb übergeht. Angst und Sorge machen sich in seiner Brust bemerkbar, und er stöhnt: „Herrgott, nur das nicht!“ Aber da rasselt es auch schon hernieder. Es klirrt auf den Dächern und Wänden. Hagelschlossen von der Größe einer Nuß fegen herab, reißen das Laub von Büschen und Bäumen und schlagen das üppig wogende Korn an den Grund. Im Augenblick ist der Boden mit dicken Eiskörnern bedeckt. Da bebt sein Herz, seine Lippen

zucken, in den Augen wird's ihm feucht, und seine schwieligen Hände schlingen sich krampfhaft ineinander.

Nun ist alles dahin, alles. Alle Arbeit und Mühe vergeblich. Und eine so reiche Ernte versprach die Frucht, seit Jahren stand das Korn nicht so gut. Das ist schon zum . . .

Und er sinkt am Tische in die Knie. Die Thres und die Knechte haben ihr Beten unterbrochen und starren entsetzt in das Wetter. Der Bauer aber stöhnt aus Herzensgrund: „Herrgott, halt ein! — Weshalb tuft uns das an? Weshalb zeigst uns soviel und nimmst uns nun alles . . .?“

Da bricht er jäh ab und schlägt die Hände vors Gesicht vor der blendenden Helle eines Blitzes, der die Stube und alles ringsum erleuchtet, und er erschauert unter dem Gefrach des scharfen Donnerschlages, der gleichzeitig vernehmbar ist.

„Herrgott, das hat eingeschlagen!“ schreit der Gerd und springt auf und eilt aus dem Zimmer, gefolgt von dem Steffen, dem Zweitknechte.

„Eingeschlagen!“ — Das Wort bringt den Bauer wieder zur Besinnung. Er hastet auf; mit angstvollen, stieren Blicken folgt er den Knechten. Sie öffnen die Tür, die auf die Tenne führt. Nichts ist da zu sehen. Die Kühe stehen an den Krippen und zerren unruhig an den Ketten. Wie die Leute aber die große Außentür öffnen, da leuchtet ihnen eine dicke Flammengarbe

entgegen, und dicke, schwarze Rauchwolken umwehen das Haus.

„Die Scheune! — Bauer, in die Scheune hat's eingeschlagen!“ rufen ihm die Knechte zu.

„Die Scheune?“ — Ein verzweifelttes Schreien und Fragen ist's, was sich seinem Munde entringt. Ihm ist's schon so, als ob sich alles um ihn im Kreise drehte, und er sieht wie geistesabwesend in die wirbelnden Rauchballen, in die züngelnden Flammen, die seine Scheune mit der bereits eingefahrenen Heuernte vernichten. . . . Ein höhnisches Lachen, wie es Irre an sich haben, gelst durch das Knistern und Prasseln des Feuers, dann sinkt er auf einen Klotz und starrt dahin in die Glut, die sich etwa zwanzig Meter von dem Hause entwickelt und einen Regen von Funken dahinsendet aufs Feld und weit nach dem Dorfe hin.

Die Knechte reißen noch ein paar Sachen und Geräte herab, die an der äußeren Scheunenwand hängen, dann stehen sie ratlos dem Unheil gegenüber, während sich das Wetter allmählich verzieht und der Regen nachläßt. Bald lugt auch schon die Sonne wieder durch das zerrissene Gewölk. Nur vereinzelt fallen noch die Tropfen, und nur ab und zu grollt noch ein Donner über die zerstörten Fluren. Dann kommt, von keuchenden Männern gezogen, die Dorffspitze angefahren. Aber die tritt gar nicht in Tätigkeit. Was wollen die Leute auch? Die Scheune ist verloren und das Wohnhaus außer Gefahr, da der Wind Rauch

und Blut nach der entgegengesetzten Richtung treibt. Und es dauert nicht lange, da sinkt das brennende Gebäude in sich zusammen, und es ist nichts übrig geblieben von allem, was drin und was dran, als ein Haufe glimmender und schwelender Trümmer, die in der nun beginnenden Nacht gar gespenstisch glühen und leuchten. Als ob aus den Funken und Flämmchen, die da durch die Dunkelheit züngeln, höhnisch grinsende Frazen ihn anstarrten, so ist's dem Franz Bertkämper, wie er dasteht und mit finsterem, trozigem Gesicht in das Trümmergewirr vor seinen Füßen schaut. —

Ganz allein steht er da in der beginnenden Nacht Und kalt ist's in der Luft von dem Hagelschlag. Er empfindet das nicht. Ihm ist's schon warm, ja fast zum Schwitzen. Und seine Gedanken gehen hin und her.

Das ist nun schon so ein Tag gewesen, den er nicht vergessen wird, und sollte er so alt werden wie Methusalem. Und noch ein Sonntag, ein Tag des Herrn! . . . Um Morgen so froh und hoffnungsfelig, so daß er mit keinem Könige getauscht hätte, und nun . . . ein Bettler . . ., wenn auch nicht ganz, denn ihm ist noch genug geblieben, mehr, als sich mancher arme Teufel nur wünschen mag . . ., aber ihm ist's doch zu wenig. . . . Alles zerflossen und zer schlagen da draußen auf den Feldern, so viel hat er schon gesehen. Kann ja auch nicht anders bei solchem Wetter. . . . Gewiß, die anderen hat's auch getroffen, just wie ihn; aber nur ihm ist auch noch der rote Hahn aufs Dach geflogen

und hat ihm Scheune und Stadel in Asche gelegt mit all den reichen Vorräten. Das ist sonst keinem passiert wie nur ihm, dem Klusenhofbauer. Als ob's auf ihn abgesehen wäre, just auf ihn; als ob ihm einer sein Glück mißgönnt hätte. . . . Glück? Hahaha! . . . Da liegt sein Glück um ihn herum, und der Hagel hat auch sein Herzensglück getroffen. Denn nun wird's nichts mit der Hochzeit, das steht schon bei ihm fest. Da steht ihm der Kopf nun doch nicht nach. . . . Wird das Vieh verringern müssen wegen des Futtermangels, seine Ersparnisse werden ein schönes Loch bekommen, wenn er die Scheune neu aufbauen will, und zum Hungern wird's auch noch kommen: denn wenn kein Brotgetreide, keine Frucht . . . Und da soll einer noch heiraten! . . . Tu's, wer's will, er sicher nicht. . . . Ist da heute das Aufgebot bestellt worden, morgen fährt er dahin und hebt's wieder auf. . . . Bei solchen Ausichten Hochzeit halten . . . nein . . . er tut's nicht. . . .

Schon dunkle Nacht ist's rundherum, und am Himmel leuchten die Sterne, da geht auch der Franz Gertkämper ins Haus zurück. Noch einmal wendet er sich um nach der Brandstätte, wo noch Fünkchen wie feurige Augen glühen, aber Gefahr hat's nun nicht mehr. Da steigt er auf seine Kammer und wirft sich ohne Abendgebet aufs Bett. Was soll er auch beten? Gott danken für den Hagelschlag und den Brandschaden? . . . Und lange, lange liegt er noch wach, bis endlich im Grauen des neuen Morgens sich seine Augen zum Schlafe schließen. —

Die Sonne steht bereits hoch am Himmel, wie er erwacht, und die Dienstboten sind schon im Hause tätig. Da springt er auf und eilt hinab. Wie er nun wieder die Trümmerstätte sieht und die zerschlagenen Feldfrüchte, die zum Teil wie gewalzt am Boden liegen, da überkommt ihn wieder der Groll, und er möchte schon seine Hand erheben und zum Himmel reden und fragen: „Du, Herrgott, warum hast du mir das getan?“

Nach dem Frühstück geht er hinaus aufs Feld, um einmal nach allem zu sehen, was ihm zerschlagen und was ihm geblieben. Die Obstbäume, die das Haus umstehen, sind ihres Grüns fast gänzlich entkleidet, der dicke Walnußbaum an der Scheune ist verbrannt und streckt nur schwarzangekohlte Zweige in die Luft. Dort, wo sich das Feld vom Walde her jäh senkt, ist alles zerflossen, nur hier und da liegt in dem Schlamm eine Kartoffelstaude schmutzig und zerzaust am Boden. Wo das Gelände flacher ist, da hat der Grund wohl keinen Schaden gelitten, aber das prächtige Korn liegt platt an der Erde, und die anderen Früchte sind zerrupft und zerschlagen. Nur eines steht inmitten dieser Wirrnis unversehrt: das ist das alte Feldkreuz, das sein Vater vor Jahren hat setzen lassen. — Setzen lassen nach einem Hagelschlag, ähnlich dem gestrigen. Da hat sein seliger Vater das Kreuz errichtet, um wohl seine Gründe unter Gottes Schutz zu stellen. . . . Ein netter Schutz!

Verbittert wandert der Bauer weiter durchs Feld, aber es ist immer dasselbe Bild, was er sieht.

Da hört er einen Wagen rasseln. Wie er sich umwendet, sieht er, wie das Gefährt just von der Landstraße abbiegt in den Feldweg, der zum Klusenhofe führt. . . . Das sind ja die Dallmeiers, die da kommen: der Vater, die Mutter und die Stina. — Mit vor Staunen weitgeöffneten Augen starrt er dahin; er weiß nicht, ob er sich freuen soll oder nicht. Zu jeder anderen Zeit schon, aber heute? . . . Was die nur wollen? . . . Wäre besser gewesen, die wären daheimgeblieben, denn mit der Hochzeit gibt's nun doch nichts, von ihm aus nicht.

Mit schweren Schritten geht er den Ankommenden entgegen.

Der alte Dallmeier zieht die Zügel an und steigt mit den beiden Frauleuten vom Wagen, wie der Franz in ihre Nähe kommt.

Ohne das ernste Gesicht zu verziehen, erwidert der junge Klusenhofbauer die Grüße; nur lässig berührt er die ihm gereichten Hände. Für die liebevollen Blicke seiner Braut hat er heute gar kein Verständnis. Der alte Dallmeier nimmt das Pferd beim Zaume, dann gehen sie langsam dahin, dem Hofe zu.

„War ein böses Wetter,“ redet der Dallmeier im Dahingehen, „und ich erinnere mich nicht, es schon so erlebt zu haben. — Wir haben auch einen Teil davon abgekriegt, aber doch nicht in dem Maße, wie ihr hier herum. Und heute in der Herrgottsfrühe, als ich den Pferden Wasser hereintrug, kommt der Schäferfranz

aus eurem Dorfe vorbei und erzählt mir von deinem Brandunglück. — Das hatten wir nicht vermutet, und hart hat uns die Nachricht getroffen, das kannst schon glauben.“

„Hm, hm,“ macht der Franz, „wäre schon an einem mehr wie genug gewesen, aber es ist schon so: Ein Unglück kommt selten allein.“

„Halt den Kopf nur hoch, Franz, es wird schon alles wieder anders werden,“ tröstet ihn die Stina und sucht seine Augen, aber die hält er starr geradeaus gerichtet.

Die Frau Dallmeier läßt die Blicke nach rechts und nach links gehen, und ein über das andere Mal schlägt sie die Hände staunend zusammen.

„Das wäre just das rechte, jetzt den Kopf hängen lassen,“ fällt der Dallmeier ein, „jetzt heißt's erst gerade: den Kopf hoch halten!“

„Habt gut reden, kommt nur erst mit auf den Hof,“ wehrt sich der Franz.

„Ist so, wie ich sage. — Ist ein Unglück, das unser Herrgott geschickt hat, und viele hat's getroffen — dich natürlich besonders schwer —, aber wer weiß, wo es gut für ist. . . .“

„Gut für ist?“ lacht der Franz höhnisch, „das möchte ich schon wissen.“

„Seine Absichten hat unser Herrgott bei solchen Heimsuchungen, das kannst du schon glauben, wenn wir es auch nicht einsehen. Oft, daß sich die Folgen erst

in der Zukunft zeigen, und dann sieht man, daß es doch so recht war.“ So redet der Dallmeier weiter auf ihn ein, während sich die hinter ihnen gehenden Frauleute über das Unwetter und seine Wirkungen unterhalten.

„So recht war. . . . Ja, wer das glaubt,“ zweifelt der Franz.

„Warte ab und halte den Kopf hoch, sag ich dir noch einmal, Franz. — Wenn einer im Vollen und Satten sitzt, dann ist's schon keine Kunst, den Kopf hoch zu halten, aber im Unglück, wenn alles drüber und drunter gehen sollt', da noch die Stirn erheben, das ist so richtig. Vor solch einem zieh ich meine Mütze zu jeder Tageszeit. — Da unten am Rehberge wohnt der Stolte, kennst ihn ja wohl, er ist Straßenwärter und hat in seinem Hüttchen ein ganzes Trüpplein Kinder. Dem ist sein Feldstück auch total in den Grund geschlagen. Als wir vorbeifuhren, standen der Stolte und sein Weib mit nassen Augen vor dem Acker. Und was meinst du, was er uns sagte, als wir ihn zu trösten suchten? — ‚Ist schon ein harter Schlag für uns,‘ sagte er, ‚aber verhungern werden wir schon nicht. Der liebe Herrgott wird und muß schon für uns sorgen, mag er es auch machen, wie er will.‘ — Das sagte der Stolte. Da bin ich mir ganz klein vorgekommen, ganz klein.“

„Ist alles gut und wohl, aber jeder fühlt das Seine,“ widerredet der Franz.

Mittlerweile sind sie auf den Hof gekommen. Der Franz fühlt sich heute gar nicht frei und glücklich in

der Gesellschaft, aber er kann doch nicht den Rauhen herauskehren und muß nun gute Miene zum bösen Spiel machen. Da ruft er den Gerd an, daß der das Pferd in den Stall bringt, und geht mit seinen Gästen gleich hinter das Haus, auf die Brandstelle zu. Es wird ja schon die rechte Gelegenheit kommen, daß er ihnen sagt, wie es nun wird.

Ernst und wortlos stehen alle ein Weilchen vor der niedergebrannten Scheune, aus deren Trümmerhaufen hier und da noch kleine Rauchwölkchen in die sonnendurchglühete Luft steigen. Da mißt die Stina die Entfernung nach dem Wohnhause mit den Augen und meint mit froh klingender Stimme: „Und ein Glück hast du noch gehabt bei allem Unglück, Franz. Was meinst du, was geworden wäre, wenn der Wind das Feuer dem Hause zugetrieben hätte? Dann wäre dir wohl alles abgebrannt, und kein Dach hättest du jetzt über dem Kopfe.“

„Mit dem Trost kannst du mir aber schon gehen, Stina. — Wenn . . . Ist's denn so nicht genug?“

„Das schon, aber . . .“

„Ist so, wie die Stina sagt,“ belehrt ihn nun auch die Mutter. „Es hätte viel schlimmer kommen können, viel schlimmer. Die paar verbrannten Bäume hier . . . und die Scheune . . ., das kneift dich noch nicht, darüber kommst du noch hinweg. — Aber der Wetterschlag hätte auch das Haus treffen können, konnte der eine oder

andere gar zu Tode kommen dabei; und was wäre dann gewesen?"

Der Franz macht eine abwehrende Handbewegung: „Ja, hätte, hätte. . . . Ich sag's noch einmal, es ist so schon genug, ich hab's satt!"

„Hattest doch versichert, Franz?"

„Versichert schon. Aber was soll das? Die paar Mark, die es aus der Brandkasse gibt, dafür kann ich nicht viel aufbauen. . . . Und die ganze Heuernte drin, fürs ganze Jahr war's. Der Grummet sollte verkauft werden. . . . Am liebsten schlug' ich den ganzen Kram los und ginge. . . ."

„Franz, Franz!" tadelt Stina mit vorwurfsvollem Gesicht.

„Da redest du Unsinn," rügt auch der Dallmeier seine Worte. „Um so einen Schicksalsschlag, der heute den, morgen jenen trifft, die Flinte ins Korn werfen, das wäre das rechte Tun. Ein rechter Waschlappen wärst du dann. — Und deiner Eltern Hof, worauf du groß geworden bist, den könntest du hingeben? — Was du da gesagt hast, Franz, kann dein Ernst nicht sein. Das traue ich dir nun doch nicht zu. — Ich meine, es müßt' schon einer seinen ganzen Stolz und seine Ehre drin setzen, den von Ureltern und Eltern ererbten Hof weiter zu hegen.“

Der Franz gibt keine Antwort auf die Rüge des alten Dallmeier. Mag wohl selbst das Ungeschickte empfinden, was er angestellt hat mit der gedankenlos

dahingeworfenen Rede. — Verkaufen und davongehen! Das wäre doch wohl im Ernst das letzte, was er tät! Ist ja auch immer sein Stolz gewesen, der Klusenhof, und wie ein kleiner König ist er sich auf seiner von den Vätern ererbten Scholle vorgekommen. — Um nun dem ganzen Schwatz eine andere Richtung zu geben, nötigt er die Dallmeiers mit gezwungenen freundlichen Worten zum Frühstück ins Haus. Die beiden Alten gehen voran. Da nimmt die Stina seine Hand und drückt sie fest und innig, sieht ihn groß und tief in die Augen und spricht mit leiser Stimme:

„Hab nur Geduld und guten Mut, Franz. Sollst sehen, es wird noch alles wieder gut. . . . Wenn wir zwei erst beisammen sind und . . .“

Da reißt er seine Hand los und knurrt unwirsch: „Beisammen sind. . . . Stina, da denk' ich jetzt nicht dran, daraus wird vorderhand nichts. — Mir steht der Kopf nun anders.“

Der Stina ist's schon, als ob ihr jemand eine Ohrfeige gegeben. Wie ein Wetterschauer, so sind die Worte in ihre liebevolle Hoffnungslosigkeit geschlagen. — Daß der Franz nicht so glatt poliert ist wie andere junge Burschen, daß er ein etwas rauhes, hartes Wesen an sich hat, weiß sie wohl längst, und damit hat sie sich auch abgefunden. Aber wie er sich nun gibt, das ist reichlich grob. . . . Da sollt' schon einer . . . Aber wird schon so nicht gemeint gewesen sein. . . . So ein loses Wort spricht schon mal einer dahin, ohne es

zu bedenken, und hernach kommt oft die Reue. . . . Kann ja sein, daß ihm im Kopfe wirr ist. . . . Alles verhagelt . . . das Brandunglück . . . und dann allein-
stehend, mutterseelenallein zwischen fremden Leuten. Mit wem soll er sich da beraten, mit wem überlegen? Da wird's schon Zeit, daß sie auf den Hof kommt und ihm Hilfe und Stütze in allem wird. . . . So entschuldigt sie ihren Bräutigam, nimmt noch einmal seine harte Hand und raunt ihm ins Ohr: „Tuft mir leid, Franz, und ich kann mir auch denken, wie dir ist, und deshalb sind wir ja auch gekommen, daß du dich mal mit jemandem aussprechen kannst.“

Da brummt er einige unverständliche Worte, läßt ihr aber ein Weilchen seine Hand und geht mit ihr in die Stube.

Beim Frühstück hat er die beiden Alten gegenüber, die Stina hat sich einen Stuhl an seine Seite gezogen. Ihm schmeckt's nicht recht, aber um nicht zu beleidigen, würgt er etwas herunter. Und während des Essens gibt ihm der alte Dallmeier gutgemeinte Ratschläge, wie er es nun mit der Feldbestellung machen soll, was er noch retten kann, was neu anzubauen ist. Der Franz gibt nicht viele Worte darauf zurück, nicht zumeist nur mit dem Kopfe und spinnt seine eigene Meinung.

„Und aufbauen tuft wieder, Franz, so schnell wie es geht. Wirft die Scheune schon bald wieder nötig haben. Sieh zu, daß du sie wieder hoch hast in fünf Wochen. . . . Wenn die Hochzeit ist. . . .“

„Hochzeit?“ fragt er ziemlich geringschätzig. „Als ob ich jetzt daran dächte. Die Hochzeitsgedanken hat mir unser Herrgott aus dem Kopfe geschlagen.“

Die Stina sagt kein Wort darauf; die beiden Alten starren ihn groß und fragend an.

„Das ist ein Unsinn, was du da sagst, Franz. — Eingefädelt ist die Geschichte, nun muß sie auch genäht werden. — Seid gestern nach unserem Pastor gewesen, heute gleich geht ihr zwei nun zu eurem Herrn, damit ihr für Sonntag auf die Kanzel kommt.“

Dem Franz würgt's im Halse, aber er findet noch nicht die passenden Worte. Da schüttelt er nur den Kopf.

„Nein, meinst du? — Was liegt denn eigentlich vor, Junge? — Ist was passiert? — Oder hast was gegen uns?“ fragt der alte Dallmeier eindringlich, indem er sich über den Tisch beugt.

„Ist doch eine ernste Sache, die man nicht heute so, morgen wieder so ansieht,“ fällt auch die Mutter mahnend ein.

„Vorgefallen ist nichts, und ich hab' auch nichts gegen euch,“ läßt sich nun der Franz mit unsicherer Stimme vernehmen. „Aber soll ich nun Hochzeit machen, wo mir alles zerschlagen ist, wo ich kaum weiß, wie ich das Vieh durchbringe und . . .“

„Nun hör' auf, Franz,“ fährt der alte Dallmeier erleichtert auf, „das ist kein Grund. Und was ich dir schon gesagt habe, das bleibt bestehen: Wenn es dir

irgendwo fehlt, so greife ich dir unter die Arme. — Zu essen hast du noch, und arm wirst du durch diesen Schlag schon nicht. Nur den Kopf hoch und wieder frisch begonnen. Deshalb meine ich auch, daß du jetzt gerade eine Frau nötig hast — jetzt gerade," unterstreicht der Alte noch einmal seine Worte mit Nachdruck, „damit du nicht so allein ohne Rat und Hilfe stehst. — Kam das Unglück nicht, dann hättest du es schließlich noch eine Zeit allein tun können, wenn es hätte sein müssen, aber nun ist eine Frau hier nötig, das mußt du schon einsehen. Und wenn ihr zwei dann beisammen seid und mit unseres Herrgotts Hilfe aufs neue die Felder bestellt und aufbaut, was vernichtet ist, dann müßte es ja sonderbar sein, wenn es nicht wieder vorangehen sollte. — Sollst sehen, übers Jahr weißt du von nichts mehr, und dann bist du froh, daß ich dir so geraten habe.“

Der Franz sagt nicht so und nicht so auf die Vorschläge seines Schwiegervaters. Er starrt auf seinen Teller und spielt mit dem Messer. Und seine Gedanken gehen hin und her. . . . Mag ja seinen Grund haben, daß der Alte so redet. . . . Und ganz so unrecht mag's auch schon nicht sein. Allein mit den fremden Leuten wirtschaften auf dem Hofe, wie er es bisher getan, ist sicher kein Vergnügen. . . . Wenn nur das Unglück nicht. . . .

„Ich meine auch," läßt sich nun auch die Mutter vernehmen, „wenn nichts anderes vorliegt, dann nur

ein Ende gemacht und gleich zu eurem Pastor gegangen. — Da ließ ich mir schon kein graues Haar wachsen, wenn mir das passiert wäre. Im Gegenteile, dann sagt ich: „Nun, Stina, hab' ich dich hier oben nötig, jetzt gehörst du an meine Seite, daß wir zusammen arbeiten um des Herrgotts neuen Segen!“ — So würd' ich reden.“ —

Nach einer halben Stunde ist's soweit, daß der Franz seinen Starrsinn aufgegeben hat, daß er selbst erkennt, daß ihm zu dieser Zeit eine tüchtige, resolute Frau auf dem Hofe mehr not tut denn je. Und allgemach sind seine verbitterten Gedanken zusammengeschrumpft wie der Schnee in der Märzsonne, und er kann schon ab und zu wieder lachen und meint sogar: „Schwamm drüber! Hat's mich getroffen, hat's auch andere getroffen, wenn ich auch etwas mehr Haare lassen muß wegen des Brandes. Aber komm ich über den Hund, so komme ich auch über den Schwanz! Sollte schade sein, wenn . . .“

„Das ist schon mal endlich eine vernünftige Rede,“ freut sich der alte Dallmeier, der sich aber auch die Kehle halb trocken geredet hat, um ihn zu überzeugen. Ist ihm schon oft ganz zuwider gewesen, und er wäre am liebsten wieder heimgefahren: es sollte doch nachher nicht heißen, daß er die Stina einem aufhalsen will. Aber in diesem Falle . . ., da muß man dem Franz schon etwas zugeben.

„Da geht nur gleich hinunter ins Dorf,“ drängt nun die Mutter. „Der Vater und ich bleiben solange hier und besehen uns noch mal die Felder. Ist ja leicht möglich, daß es doch noch gar nicht so schlimm geworden ist, wie es schien. Und der Vater kann dir dann auch noch einigen Rat geben. . . .“

Der alte Dallmeier steckt seine Maserpfeife in Brand und geht dann mit seiner Ehehälfte auf den Hof. —

Während sich der Franz in seiner Kammer einen anderen Rock anzieht, steht die Stina am offenen Fenster und schaut hinaus auf die Brandstätte. Dort ist alles verkohlt und versengt, alles vernichtet. Wie's auch bald mit ihrer Herzenshoffnung geworden wäre. Aber jetzt ist sie glücklich und froh, daß der Franz seinen Starrsinn aufgegeben. Hatte ja auch gar keinen Zweck. . . . Ein gut Stückchen Geduld und Sanftmut wird sie schon oft herausgeben müssen, wenn sie erst hier oben als Bäuerin schaltet, das ist ihr schon zum Bewußtsein gekommen. Aber mit Gottes Hilfe wird's schon gehen. . . . Und nur richtig behandeln so einen, daß nicht der eine har, der andere hott läuft, dann wird auch Gottes Segen nicht ausbleiben und . . .

„Na, Stina, dann komm,“ sagt da der Franz, der leise herangekommen ist, und legt seinen Arm um ihre Schultern.

Sie schaut ihm mit schelmischen Lächeln in die Augen. „Hast du nun doch Mut, und willst du's doch versuchen trotz des Unglücks?“

Da zieht er ihren Kopf an seine breite Brust und antwortet: „Ja, trotz alledem und gerade deswegen.“

Dann gehen sie dahin durch die Felder dem Dorfe zu. Die Sonne lacht vom Himmel, und in dem Gezweige der Büsche und Bäume singen die Vögel. Rechts und links an ihrem Wege liegen die vom Hagelschlag vernichteten und zerschlagenen Früchte. Darüber gehen ihre Augen nun hinweg; sie gehen in die Weite, in die Zukunft, und ihre Herzen bauen an einem neuen Glück, das aus den Trümmern, aus der Vernichtung erstehen soll.

Auf dem Rückwege vom Pfarrer kommen sie am Schulhause vorbei. Die Fenster stehen weit auf, und drinnen übt der Lehrer mit seinen Kindern ein altes Lied ein. Hell und klar dringen die frischen Stimmen ins Freie. Da hemmt die Stina unter den Linden, die das Schulhaus beschatten, ihre Schritte und fragt ihren Bräutigam: „Hörst du, was sie singen, Franz?“

Der hebt den Kopf und lauscht nun auch, während die Stina die Liedesworte mitsummt:

O mein Christ, laß Gott nur walten,
Bete seine Vorsicht an;
Liebreich wird er dich erhalten,
Er, der nichts als lieben kann.
Er ist Vater, der uns liebt,
Wenn er nimmt und wenn er gibt.

„Was meinst du, Franz, soll das wohl so fein?“

„Willst mich wohl aufziehen, Stina?“ lacht er.
„Wird schon seine Richtigkeit haben. Hätt's fast vergessen, aber nun weiß ich's wieder. Und dran denken will ich mein Leben lang.“

Da drückt sie verstohlen seine Hand und jubelt mit dem Herzen und mit dem Munde: „O dann ist's gut!“

So gehen sie wieder dahin, der neuen Zukunft entgegen, während aus dem Schulhause ihnen die Worte nachklingen:

Führt er dich durch rauhe Wege,
Schicket er dir Leiden zu,
Treffen dich auch harte Schläge:
Deine Seele bleib' in Ruh'!
Dulde, schweig' und denk daran,
Was Gott tut, ist wohlgetan!

Ein Gedicht ist ein Gedicht, das
 in der Seele des Dichters
 geboren wird, und das
 durch die Hand des Dichters
 in die Welt tritt.
 Es ist ein Kind, das
 aus dem Innern des Menschen
 hervorgeht, und das
 durch die Sprache in die
 Welt tritt.
 Es ist ein Kind, das
 aus dem Innern des Menschen
 hervorgeht, und das
 durch die Sprache in die
 Welt tritt.
 Es ist ein Kind, das
 aus dem Innern des Menschen
 hervorgeht, und das
 durch die Sprache in die
 Welt tritt.

Ein Gedicht ist ein Gedicht, das
 in der Seele des Dichters
 geboren wird, und das
 durch die Hand des Dichters
 in die Welt tritt.